

(Nachdruck verboten.)

## 49) Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Neleta wollte also bleiben und der Gefahr trotzen. Wenn sie an Ort und Stelle blieb, so würde man sie auch weniger beobachten. Sie suchte ihre Angst zu vergessen indem sie sich mit der Ernte beschäftigte und eifrig mit den Schmittern um den Tagelohn feilschte. Sie zankte Tonet aus, der die Feldarbeit überwachen sollte und stets Canamels Gewehr mitnahm; auch ihre Blindin Centella nahm er mit und war weit eifriger darauf bedacht, Vögel zu schießen, als die Schwaden zu zählen, die jeder Arbeiter fertig brachte.

Zuweilen verließ sie abends auf den Rat ihrer Tante die Schenke, um auf der großen Chaussee inmitten der Felder einen Spaziergang zu machen. Diese kurzen Ausflüge waren eine Beruhigung für ihre traurige Situation.

Hinter den Schwaden versteckt, setzte sie sich neben Tonet auf einen Haufen Reisstroh, der einen scharfen Duft verbreitete. Zu ihren Füßen drehten sich die Pferde in der eintönigen Aufgabe des Reistampfers; vor ihnen breitete der Abuserasee seine ungeheure, grüne Oberfläche aus und spiegelte die roten und gelben Berge wieder, die den Horizont abschlossen.

Diese heiteren Abende beruhigten die Angst der beiden Liebenden. Sie fühlten sich hier behaglicher als in dem traurigen Zimmer, dessen Dunkelheit sich mit schrecklichen Phantomen bevölkerte.

Der See schien milde zu lächeln, wenn er die jährliche Ernte aus dem Schoße der Erde hervorsprießen sah. Der Gesang der Reisschläger und der Schiffer, deren große Barfen mit Korn beladen waren, schien sich an die Abusera zu wenden, die den Kindern ihrer Ufer den Lebensunterhalt sicherte.

Die Ruhe des Abends wirkte wohlthätig auf den reizbaren Charakter Neletas und flößte ihr neues Vertrauen ein. Dieses Vertrauen wurde durch die Möglichkeit neu belebt, der Tod könne in die Ereignisse eingreifen. Wer wußte denn, ob das Kind nach der vielen Angst, die sie durchgemacht, nicht tot zur Welt kam? Es war doch nicht das erste Mal, daß so etwas passierte. Von dieser Illusion getäuscht, sprach das Paar vom Tode des Kindes wie von etwas Unvermeidlichem. Es würde sterben, das war zweifellos. Das Glück, das sie stets gehabt, würde sie auch jetzt nicht verlassen.

Die Beschäftigung mit der Ernte hatte sie von ihren Sorgen abgelenkt. Die Reissäcke stauten sich zu Haufen in der Schenke. Die Ernte füllte die inneren Räume des Hauses; sie wurde bis an den Schenktisch gestapelt, nahm den Gästen den Platz weg und lag sogar in allen Winkeln von Neletas Schlafzimmer. Diese war entzückt über den Reichtum in diesen Leinwandbündeln und berauschte sich an dem feinen Reistaub. Und die Hälfte dieses Schabes sollte der Samaruca zufallen! Schon bei diesem Gedanken füllte Neleta, wie ihre Kräfte unter der Einwirkung des Hornes neu erwachten.

Dennoch bedurfte sie ungeheurer Willenskraft, um sich aufrecht zu erhalten, denn trotz der Freude über die Ernte verschlimmerte sich ihr Zustand. Die Füße schwellen an, sie empfand ein unwiderstehliches Verlangen, zu ruhen und im Bett zu bleiben; trotzdem ging sie täglich zum Schenktisch hinunter, denn der Vorwand einer Krankheit konnte den Argwohn wachrufen. Sie bewegte sich langsam, wenn die Bedienung der Gäste sie zum Aufstehen zwang, und ihr gewöhnliches Lächeln war ein trauriges Verzerrten, bei dem Tonet zitterte.

Im tiefen Schweigen des Zimmers wechselten die beiden Liebenden ein paar Worte mit einer gewissen Angst, als stände das drohende Phantom ihres Fehltritts zwischen ihnen. Wenn das Kind nun nicht tot zur Welt kam? Neleta war dessen fast sicher. Doch habgierig, wie sie war, und unfähig, ihre Schuld um den Preis eines Vermögens zu gestehen, reiste in ihr die kühne Entschlossenheit der großen Verbrecherin.

Das junge Geschöpf nach einem Ort in der Nähe des Abuserasees zu schicken und eine sichere Person zu seiner Pflege zu suchen, davon konnte nicht die Rede sein. War die

Samaruca einmal auf der Fahrt, dann entdeckte sie die Wahrheit noch in der Hölle.

Neleta richtete ihre grünen Augen, die in der Angst wie verflört umherschweiften, auf ihren Geliebten. Tonet mußte seinen ganzen Mut zeigen. Erst in der Gefahr erkennt man die Männer. Er sollte das Kind nachts nach der Stadt mitnehmen, es in einer Straße, vor der Kirchentür, gleichviel wo, aussetzen; Valencia ist groß . . . Dann konnte man die Eltern ja suchen.

Als die unnatürliche Mutter diesen Vorschlag gemacht, suchte sie nach Entschuldigungen für ihr Verbrechen. Wer weiß, ob diese Aussetzung nicht ein Glück für das Kleine war. Wenn es starb, um so besser. Und blieb es am Leben, wer weiß, in welche Hände es fallen konnte; vielleicht erwartete es einmal der Reichtum, man hatte schon ganz andere, merkwürdigere Dinge gelesen. Und sie sprach von den Erzählungen ihrer Kindheit, wo von Königsöhnen die Rede war, die man in einem Walde ausgesetzt, oder von Hirtenkindern, die, anstatt von den Wölfen gefressen zu werden, sehr bedeutende Persönlichkeiten geworden waren.

Tonet war entsetzt, als er sie so reden hörte. Er machte Miene, dagegen aufzutreten, doch der Blick, den ihm Neleta zuwarf, flößte seinem stets schwachen Willen Furcht ein. Dann hatte auch ihn die Habgier gepackt; er betrachtete alles, was Neleta besaß, als sein Eigentum und empörte sich bei dem Gedanken, das Vermögen seiner Geliebten mit seinen Feinden teilen zu müssen. Man durfte an nichts verzweifeln, es würde sich schon alles einrenken. So erfreute er sich einer augenblicklichen Ruhe und ließ die Tage verstreichen, ohne weiter an Neletas verbrecherische Vorschläge zu denken.

Er war mit ihr für immer vereinigt, er allein bildete ihre Familie, nur die Schenke war sein Heim.

Er hatte mit seinem Vater gebrochen, der angesichts des Gemurmel, das sein Zusammenleben mit der Wirtin im Dorfe erregte, eine ebenso kurze, wie schmerzliche Unterredung mit ihm gehabt hatte, als Wochen und Monate vergangen waren, ohne daß er ein einziges Mal zu Hause schlief. Tonets Handlungsweise entehrte die Palomas. Er konnte es nicht dulden, daß man seinen Sohn für einen Menschen hielt, der öffentlich auf Kosten einer Frau lebe, die nicht seine Gattin war. Da es ihm beliebte, in der Schande zu verharren, da er sich von seiner Familie fernhielt, nun gut, so kannten sie sich eben nicht mehr! Er sollte annehmen, er hätte keinen Vater mehr. Er, der Onkel Toni, könne ihn nur wiedersehen, wenn er wieder ein ehrenhafter Mensch geworden war. Als der Onkel Toni das gesagt, machte er sich mit der treuen Hilfe der Borda wieder an seine Acker. Aber jetzt, wo das große Unternehmen zu Ende ging, fühlte er sich nutzlos; er fragte sich traurig, wem diese ganze Anstrengung nützen sollte und einzig und allein seine Arbeitsausdauer hielt ihn aufrecht, um das Werk zu vollenden.

Es kam die große Zeit der Sankt Martins- und der Sankt Katharinen-Jagd, wo in Saler Feste stattfinden.

Bei allen Fischerversammlungen sprach man begeistert von der großen Anzahl von Vögeln, die es dieses Jahr in der Abuseragegend gab. Die Feldhüter, die aus der Ferne die Stellen beobachteten, wo die Wasserhühner nisteten, sahen die Zahl beständig wachsen. Sie bildeten große, schwarze Flecken, und wenn eine Barke an ihnen vorüberfuhr, so öffneten sie die Flügel, scharten sich wie ein Heuschreckenschwarm in dreieckigen Gruppen zusammen und ließen sich etwas weiter nieder, von dem Wasserspiegel gleichsam hypnotisiert und außerstande, ein Gewässer zu verlassen, wo sie doch der Tod erwartete.

Die Neugierde hatte sich in der Provinz verbreitet, und man mußte in diesem Jahre mehr Jäger erwarten als sonst.

Die großen Jagden auf dem Abuserasee brachten alle Schießkrüge von Valencia in Aufruhr. Das war ein sehr altes Fest, dessen Ursprung der Onkel Paloma ganz genau konnte, weil er als Geschworener die Papiere der Gemeinde in Verwahrung gehabt. Oft genug hat er es seinen Freunden in der Schenke erzählt.

Als der Abuserasee dem König von Arragonien gehörte, und nur die Monarchen das Recht darauf zu jagen besaßen, wollte der König Martin den Bürgern von Valencia einen Festtag bereiten und wählte dazu den Tag seines Schut-

Heiligen. Später wurde die große Jagd noch am St. Katharinen-Tage wiederholt; an solchen Feiertagen konnte jedermann ungehindert mit der Armbrust auf dem See schießen und die zahllosen Vögel jagen, die sich im Lieschrohr und im Schilfgras versteckt halten. Dieses zur Tradition umgewandelte Privilegium war ein Recht geworden, das man von Jahrhundert zu Jahrhundert ausgeübt hatte. Jetzt dauerte die allgemeine Jagd zwei Tage, und man bezahlte dem Wächter des Aluferrases hübsche Summen für die besten Plätze. Die Jäger aus allen Gegenden der Provinz verabfümten nie, das Fest mitzumachen.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus dem Leben der Bewohner des Bismarckarchipels.

(Schluß.)

Auch auf den Bau ihrer Fahrzeuge verwenden die Küstenbewohner eine große Sorgfalt. Auf Neuhannover und im äußersten Norden von Neumedlenburg ist ein Typ gebräuchlich, der von den weiter südlich verwendeten Booten verschieden ist. Das Kanoe besteht aus einem langen ausgehöhlten Baumstamm, innen wie außen sorgfältig geglättet und mit einem langen Vorder- wie Hintersteben. Der Vordersteben ist mit einem stilisierten Kopf geschmückt, der Hintersteben mit einer hakenartigen Figur. Dieser Einbaum hat keine Vordauflage; von Bordwand zu Bordwand und über die eine hervorstehend gehen die zwei bis drei Ausleger, an denen der Schwimmer mittelst knieförmiger Stützen, die mit ihm durch Verschnürung verbunden sind, befestigt ist. Diese Kanoes sind von verschiedener Größe und fassen zwei bis fünfzehn Insassen. Sie werden durch Schaufelruder schnell fortbewegt, neuerdings hat man jedoch auch Segel eingeführt, und in der Umgegend von Nukahafen sieht man Fahrzeuge mit einem und mit zwei Masten. Hier hat sich in den letzten Jahren ein richtiger Segelsport ausgebildet, und es ist ein Vergnügen, die leichten Fahrzeuge bei guter Brise unter dem Druck der großen, aber leichten Kalkosegel über die Wasserfläche im eigentlichen Sinne des Wortes dahinfliegen zu sehen, geführt von einem Steuermann mit einem Genossen, der die Segel bedient.

Weiter südlich sowie auch auf der Gardner- und Fischerinsel nimmt das Fahrzeug eine andere Form an. Der untere Teil ist aus einem Baumstamm hergestellt; auf beiden Wänden ist jedoch eine Planke von der Länge des Fahrzeuges festgenäht, so daß die Seitenwände höher werden und das Kanoe, das in diesen Gegenden stets auf hoher See Verwendung findet, von den Wellen nicht so leicht vollgeschlagen werden kann. Ausleger und Schwimmer sind im ganzen ebenso befestigt wie bei dem vorher genannten Fahrzeug. Ganz verschieden sind jedoch die beiden Steben, an denen ein Schnitzwerk, das außerdem noch mit Farben bunt bemalt wird, angebracht ist. Diese beiden Schnitzereien sind Bildnisse von Schutzgeistern, die gegen böse Meeresgeister, namentlich gegen den Hai, schützen sollen.

In Süd-Neumedlenburg treffen wir abermals den einfachen Einbaum an mit Ausleger und Schwimmer, daneben aber auch das große Reifefahrzeug ohne Ausleger, das den Dufafahrzeugen nachgebildet und über Sankt John nach der gegenüberliegenden Küste der Hauptinsel und von da nach der Westküste und gar nach Neulauenburg verpflanzt worden ist. Der Einbaum an und für sich ist von dem der Gazellehalbinsel nur darin verschieden, daß der vorn wie hinten aufgesetzte Schnabel ein flaches, nierenförmiges Blatt trägt, in der Regel rot angemalt. Da die Gegenden der Gazellehalbinsel am Sankt Georgskanal, südlich von Kap Gazelle, mit der gegenüberliegenden Küste von Neumedlenburg in freundschaftlichem Verkehr stehen, so sieht man auch wohl gelegentlich detartige Kanoeschnäbel in den dortigen Stranddörfern.

Der Fischfang wird in Neumedlenburg mit Hilfe des Speeres, mit der Angel und auch mittelst Entnetzes von verschiedener Größe ausgeübt. Alle diese Methoden unterscheiden sich nicht wesentlich von denen der übrigen Archipelbewohner. Charakteristisch für die nördliche Hälfte Neumedlenburgs ist der dort betriebene Haifischfang mittelst eines eigentümlichen Apparates, den wir sonst nirgendwo im Archipel antreffen, und der auch aus keiner anderen Gegend bekannt ist. Der Apparat besteht aus zwei getrennten Hauptteilen, die miteinander gleichzeitig Verwendung finden. Der eigentliche Fangapparat besteht aus einem hölzernen Schwimmer, etwa 125 Zentimeter lang; er ist aus leichtem Holz geschnitten und besteht aus einem runden oder viereckigen Mittelstück, etwa 15 Zentimeter im Durchmesser oder Viereck mit einem durchgehenden runden Loch von etwa 5 bis 3 Zentimeter Breite. Von diesem Mittelstück gehen lanzettförmig geschnittene Flügel nach beiden Seiten, ihre größte Breite beträgt etwa 15 Zentimeter. Diese Flügel sind leicht nach oben gebogen und manchmal ein wenig schrägstehend zur Längsachse, so daß sie die Stellung schwachgeneigter Flügel einer Schiffschraube einnehmen. Durch das Mittelloch ist eine lange, etwa fingerdicke Schleife aus Rotang geflecht gezogen, und ein Knoten an dem einen Ende verhindert,

daß die Schleife durch das Loch hindurchschlüpfen kann. Der Nebenapparat besteht aus einem Reifen aus Rotang, auf dem bis zwölf halbe Kotoschalen, in der Mitte durchlöchert, aufgereiht sind. Das ganze wird nun folgendermaßen verwendet. Die Fischer begeben sich mit den Apparaten in ihren Fahrzeugen auf See, manchmal mehrere Kilometer weit hinaus. Hier lassen sie das Fahrzeug treiben, und einer der Insassen bewegt nun den Reifen mit den Kotoschalen am Bordrande des Fahrzeuges hin und her, wodurch ein klapperndes Geräusch entsteht. Dies Geräusch lockt die Haifische herbei, und das Gehör der Tiere muß ein ganz außerordentlich scharfes sein, denn obgleich vorher kein einziger Hai zu bemerken war, dauert es gar nicht lange, bis sie sich dem Klappergeräth nähern. Ist ein Hai in Sicht, so macht der Eingeborene seinen Fangapparat bereit, indem er das bisher lose herabhängende Ende des Rotangseiles durch das Loch in der Mitte steckt, so daß unter dem Apparat eine Schlinge entsteht. Der Hai umkreist mehrmals das Fahrzeug, nähert sich dann der Klapper nicht an der Oberfläche des Wassers, und der Eingeborene dirigiert nun seinen Apparat so geschickt, daß das Raubtier mit dem Kopf durch die Schlinge geht; in dem Moment, wo etwa ein Drittel des Hais durch die Schlinge gegangen, wird diese durch einen kräftigen Ruck zugezogen und befestigt. Der Hai kann nun nicht entkommen, und es ist den Fischern leicht, ihn durch einen Speerstoß zu verwunden, an sich heranzuziehen und ihm durch Knüppelschläge und Speerwunden vollends den Garaus zu machen.

Die Fischhaken sind jetzt überall durch europäische eiserne Angelhaken verschiedener Größe verdrängt. In früheren Jahren konnte man die ursprünglichsten Geräte in Gebrauch sehen. In Nord-Neumedlenburg war die Form der von den mitonefischen Inseln nahe verwandt. Das Material war Schildpatt, die Form des Hakens fast kreisrund, und das spitze Ende war mit einem nach außen stehenden Widerhaken versehen. Im Süden Neumedlenburgs war die Form eine andere, primitivere. Hier bestand der Haken aus einem 4 bis 10 Zentimeter langen, etwa 3 bis 8 Millimeter breiten Blättchen aus Schildpatt; das eine Ende war zugespitzt und umgebogen, einen 1 bis 3 Zentimeter langen Haken bildend; am anderen Ende war eine kleine Einkerbung, die zur besseren Befestigung der Angel an der Angelschnur diente.

Hier und da auf der Ostküste von Neumedlenburg wie auf den vorliegenden Inseln trifft man gelegentlich auch den polynesischen Fischhaken, der aus einem länglichen Stück Muschelschale mit dem aufgesetzten spitzen Schildpattstücken besteht.

Fischkreusen findet man in diesen Gegenden nicht, wohl weil der Meeresboden fast überall sich so bedeutenden Tiefen senkt, daß die Reusenfischerei dadurch unmöglich gemacht wird. Um in dem seichten Uferwasser und auf den eben unter Wasser stehenden Riffen kleinere Fische zu fangen, baut man aus Korallensteinen kleinere oder größere Umfriedigungen, in die die Fische bei Hochwasser hineingeraten und dann bei eingetretenerm niedrigen Wasserstand, der die Umzäunungen teilweise trocken legt, eine leichte Beute werden. Für den Fang ganz kleiner Fische konstruiert man an einzelnen Stellen der Ostküste einen ganz eigentümlichen Apparat. Aus Kotosblättern werden lange konische Körbchen geflochten, am offenen Ende etwa 8 bis 10 Zentimeter weit und 75 bis 100 Zentimeter lang. Diese Körbchen werden nebeneinander auf einem doppelkreuzartigen Gestell befestigt, in der Regel 15 bis 20, dermaßen, daß die Öffnungen alle nach der Seite gerichtet sind. Der Fangapparat wird nun in seichtem Wasser von dem Fischer vor sich hingeschoben, und die kleinen Fische geraten in die verschiedenen konischen Körbchen.

Haifische, Delfine und Schildkröten sind überall sehr beliebt und werden dem Fänger mit verhältnismäßig hohen Preisen bezahlt. An Polynesien erinnert die Sitte, daß auf Labar und Bibir wie auf der gegenüberliegenden Küste der Hauptinsel das Fleisch der Schildkröte den Häuptlingen vorbehalten ist.

Von Neuhannover im Norden bis zum äußersten Süden von Neumedlenburg sind verschiedene Geldsorten in Gebrauch, die von den Eingeborenen selber hergestellt werden. Es ist nicht ganz leicht, den Ursprung der verschiedenen Geldsorten nachzuweisen. Einige haben eine lokale Verwendung und man findet sie dann selten über die Grenzen des Distriktes hinaus, innerhalb deren sie kursieren; in diesem Falle ist es leicht, ihren wirklichen Ursprung nachzuweisen. In vielen Fällen jedoch kursieren verschiedene Geldsorten nebeneinander und haben auf verschiedenen Plätzen einen verschiedenen Wert, doch meist so, daß sie um so mehr im Wert steigen, je weiter sie sich von ihrer ursprünglichen Heimat entfernen. Es wird dann recht schwer, die Herkunft zu ermitteln, da diese den meisten Eingeborenen nicht genau bekannt ist, und nur durch Zufall findet man den Herstellungsort, der manchmal nur wenige Dorfschaften umfaßt.

Sod geschäft wird in Neuhannover und fast auf der ganzen Nordhälfte von Neumedlenburg das auf einigen der kleinen Inseln von Neuhannover hergestellte Geld, das den Namen tapfola führt. Es besteht aus kleinen, 3/4 bis 4 Millimeter im Durchmesser haltenden und etwa 1/2 bis 3/4 Millimeter dicken, rosentönen und weißen Muschelplättchen, die gewöhnlich so aufgereiht sind, daß nach einer Anzahl roter Plättchen eine Anzahl weißer Plättchen folgt. Diese aufgereihten Plättchen werden in Schnüren von etwa 75 Zentimeter Länge in den Verkehr gebracht, ihr Preis beträgt nach unserer Geldwährung etwa 5 bis 7 Mark. Das Material, woraus die Plättchen hergestellt werden, holt sich der Eingeborene auf dem Korallenriff. Für die roten Plättchen

liefert eine Patellaart das Material, für die weißen Plättchen werden verschiedene weißschalige Vivalben benutzt. Der hohe Wert des tafsola wird durch die roten Plättchen bedingt, deren Herstellungsmaterial nur eine begrenzte Verbreitung hat. Die einzelnen Plättchen werden erst mit einem Steinchen roh behauen und dann durchbohrt. Der sonst in Melanesien so weit verbreitete Drillbohrer findet dabei keine Verwendung, sondern eine Vorrichtung, in der man wohl zweifellos die Urform des Drillbohrers erblicken darf, nämlich ein etwa 60 Zentimeter langer, sehr feiner und dünner Holzstab von der Dicke einer Kokosblattrippe, am unteren Ende etwa 2 Millimeter dick und allmählich in eine nadel-scharfe Spitze auslaufend; am dicken Ende ist mit feinen Bast-fäden ein spitzer Quarzsplitter befestigt. Beim Bohren setzt man die Spitze des Splitters auf das zu durchbohrende Plättchen und dreht den Stab quirlend hin und her zwischen den beiden Hand-flächen. Nach der Durchlöcherung werden die Plättchen sauber ab-geschliffen, so daß sie völlig flach und rund erscheinen.

Weiter nach Süden findet man andere Geldsorten verbreitet, die darin mit dem tafsola übereinstimmen, daß sie zum größten Teil aus Muschelpfand hergestellt sind, jedoch aus anderen Muschelarten, wodurch das verschiedene Aussehen und der verschiedene Wert bedingt wird. Die Bezeichnungen der Geldarten sind in den Distrikten, innerhalb welcher sie kursieren, größtenteils verschieden. Es gibt nun, wie gesagt, sehr viele Arten solcher Geldschnüre. Einige bestehen aus kleinen, etwa 2 Millimeter breiten roten Plättchen, einige aus ebensolchen weißen Plättchen; andere bestehen aus abwechselnd roten und schwarzen aufgereihten Scheibchen, wieder andere aus hellbraunen und rötlichbraunen, aus rosenroten oder aus schwach violetten Plättchen. Alle haben jedoch teils infolge ihrer Form, teils infolge ihrer Farbe, teils auch infolge der Anordnung und Aufreihung der Plättchen einen verschiedenen Wert und eine andere Bezeichnung. Zu den zusammengefügten Geldsorten gehört vor allen das sogenannte birol aus dem Distrikt Laur; es besteht aus langen Muschelschnüren, die, von einem Mittel- oder Zentralstück ausgehend, viele Meter lang nebeneinander hängen und am Ende mit Schweineschwänzen verzert werden. Sie werden namentlich als Zahlungsmittel für große Schweine verwendet, die eine so hervorragende Rolle bei allen Festlichkeiten spielen. Aneinandergereihte Geldschnüre werden in vielen Fällen als Leibgürtel verwendet und sind dann gewissermaßen Brunt- oder Renommierstücke.

(Nachdruck verboten.)

## Am Kap Horn.

Von Holger Drachmann.

Er hieß Hans, trug aber gewöhnlich den Namen „Der Teufelskerl“, und den trug er unzweifelhaft mit größerem Rechte als seine Kleider, denn die waren von den Trödlern und den Leihhäusern der ganzen Welt zusammengehoft.

Er hielt sich daheim bei seinem Vater auf, er aß des Alten Brot und nähte dessen Kleider ab — insoweit sie sich überhaupt noch abnähen ließen. Seine ganze Beschäftigung bestand darin, daß er mit seinem besten Kameraden spielte, und das war ein Käder mit abgestumpftem Schweif, der „Munter“ hieß.

„Der Hund ist klüger als zwei Menschen“, sagte er: „der ist so klug, daß er nicht spricht; denn sonst würde er nur mit den Dummheiten herausplagen, die ich in seiner Gesellschaft gemacht habe, und es ist besser, darüber zu schweigen!“

„Ei was!“ sagte der Alte; denn obgleich er über seinen Sohn sich nicht wenig tränkte, so war er andererseits doch auch nicht wenig stolz auf ihn. „Du brauchst Dich wahrlich nicht zu genieren. Erzähle uns von damals, als Du um Kap Horn segeltest — dreimal!“

Und der Alte blinzelte dem Sohne zu, und der Sohn blinzelte zurück, und dann erzählte Hans:

„Es begann damit — nein, zuerst muß ich erzählen, daß ich von Hamburg aus in die See ging. Der Alte daheim wollte mich fortshaben, und die anderen, die hänselten mich alle, und da schwur ich, daß sie mich nicht früher wiedersehen sollten, als bis ich dreimal um Kap Horn gewesen.“

Wir liefen von Hamburg aus, und die Schute war ein Warfschiff, und der Alte am Bord — ich meine den Kapitän — war ein ungewöhnlich großer Esel.

Ich fand mich zugleich mit der übrigen Besatzung in der Reederei ein und hatte Munter mit mir.

„Ist das Ihr Hund?“ fragte der Reeder mich auf deutsch.

„Ja!“ antwortete ich auf dänisch; „zu dienen!“

Darauf war nicht weiter von der Sache die Rede. Als wir aber an Bord gekommen waren, fragte mich der Kapitän: „Ist das Dein Hund?“

„Das ist er“, sag' ich, „und er heißt Munter.“

„Paß' den Hund und wirf ihn ans Land!“ sag' er.

„Ne, das tu' ich nicht!“

Nun ging's los. Die Zeit war knapp, Leute waren schwer zu bekommen; Gesindel und nichtsnutziges Paß zwar war allerdings noch aufzutreiben, aber eine ordentliche Mannschaft nicht, und — kurzum: Munter blieb an Bord und ich auch.

Der Alte war ein Esel, der erste Steuermann ein schlaffes Tau, der zweite Steuermann ein Landsmann von mir und über die Kost hatte man sich nicht zu beklagen; um alles andere kümmerte ich mich nicht.

Munter hielt sich beständig vor dem Jodmast auf. Das war sehr klug. Er kam niemals auf die andere Seite des Großmastes, wo der Kapitän sich aufhielt.

Als wir auf die hohe See hinausliefen, hieß es, wir seien nach Jamaika bestimmt.

„Was ist wohl südlich vom Kap Horn?“ fragte ich den zweiten Steuermann. Er hatte eine Kajenscharte und zeigte seine weißen Eckzähne.

„Diesmal nicht, Hans!“ meinte er.

„Gut!“ sag' ich: „dann verlaß' ich die Schute; denn ich muß um Kap Horn.“

„Ah, Du bleibst schon noch!“ sagt er. „Und dann kommen wir nach Kingston auf Jamaika.“

Nun hatte der Alte ein scharfes Auge auf mich. Aber ich berichtete meine Arbeit. Munter tat auch das seinige, und es war für den Alten nicht der entfernteste Grund vorhanden, dem Hunde einen Fußtritt zu geben. Er tat es aber gleichwohl in recht abscheulicher Weise, und da erwischte ich einen Schiffseimer und ver- setzte ihm damit eins über die rechte Schulter. Da lag er nun der Länge nach auf dem Deck.

„Das sollst Du mir büßen!“ rief er.

„Ja, komm' nur, und machen wir gleich reine Rechnung!“ sag' ich.

Aber er hatte wohl kein Kleingeld, und dann ließ er die Zolle ins Wasser sehen und ans Land rudern.

„Paß' auf“, flüsterte mir der zweite Steuermann zu, „Du kommst in die „Sparbüchse“!“

Die Zolle legte bald wieder an, und wir bekamen drei Kon- stabler an Bord; ich sollte ans Land, ins Loch.

Munter wollte auch mit; aber die drei Kerle beteuerten auf engliß, sie hätten keine Arrestorder für Hunde. So mußte denn das arme Best zu rückbleiben, so sehr es auch heulte und jammerte; aber der Steuermann versprach mir, daß er sich desselben annehmen werde, und meinte auch, daß bald alles wieder in Ordnung sein würde, wenn ich mich nicht so störrisch gebärde.

„Weshalb hat er dem Tier einen Fußtritt zu versehen?“ sagte ich. „Es hat, bei Gott, ein viel besseres Herz als er, der alle Esel, und dreimal jovie! Verstand!“

„Schweig' nun still!“ sagte der Steuermann.

Und dann ruderten wir ans Land. Geraden Wegs kam ich in die „Sparbüchse“. Das war ein großer Raum mit Holzbänken und einem Fußboden aus Steinplatten, der mit Unrat bedeckt war; und darin befand sich die schlimmste Gesellschaft von schmutzigen Spaniern, Engländern und Frauenzimmern, in der ich je gewesen bin — und ich bin schon in mancher gewesen.

Sie konnten alle schlecht engliß sprechen, und das konnte ich auch.

Einer fragte mich, was ich gestohlen, und eines der Frauen- zimmer fragte, wie viele ich erschlagen hätte.

Ich aber warf einige Stück von der Bank hinunter und legte mich selbst darauf, und da wir weder Rasses noch Trodenes in den Leib bekamen, so war es nicht gerade am lustigsten.

So verging die Nacht.

Den nächsten Tag kam ich vor meine Richter, und dort war auch der Kapitän und der Konsul und eine Menge Menschen, die alle ausfahen, als ob sie mich auf der Stelle aufknüpfen wollten. Der Richter las etwas aus einem großen Protokoll vor, wovon ich nicht ein Wort verstand, und dann fragte er mich, ob ich drei Pfund bezahlen wolle?

„Dazu habe ich verflucht wenig Lust“, sag' ich.

Ob ich dann ins Gefängnis wolle.

„Nein, ich will lieber an Bord und nachsehen, was ein Hund dort macht, der mir gehört und Munter heißt.“

Darüber lachten sie alle; da wurde ich verdrücklich und sagte zum Richter, der Kapitän sei ein Esel, und er habe meinem Hund, der ein unschuldiges Tier ist, einen Fußtritt gegeben, und ich hätte auch gar nicht nach Jamaika gehen wollen, sondern im Gegen- teil um Kap Horn, und es liege an einer gewissen Stelle eine Maulschelle und die erwarte sie alle mitkommen, sowie ich nur dazu kommen könne.

Nun wurde der Alte feuerrot; die anderen aber verstanden wohl nicht viel davon, und dann legte sich der Konsul dazwischen, und es wurde mit den drei Pfunden in Ordnung gebracht und reguliert — und zwei Schilling sollte ich außerdem bezahlen.

Ja, wartet nur, dachte ich. Dann ging ich mit dem Alten hinab zum Hafen. Ich erbot mich, das große Protokoll zu tragen, welches er unter dem Arme hatte, aber er sah mich scheel an und sagte, daß ich es leicht ins Wasser fallen lassen könnte, und das wäre doch schade, denn es sei ein besonderes Buch, und sowie ich wieder Ge- schichten mache, würde es ins Buch eingetragen, und dann müßte ich ans Land und bekäme Eisenmanschetten!

Ich wartete, bis wir zu einer Stelle kamen, wo niemand uns hören konnte, und dann murmelte ich zwischen den Zähnen, während ich dicht neben ihm herging: „Du plattdeutscher Bavian — ja, glohe mich nur an, aber ich werde Dich durchbläuen und zu Lobs- loses zerquetschen, wenn Du mir je meinem Hunde zu nahe kommst und einem armen Seemann drei Pfund von der Feuer abziehst.“

Er knurrte wohl ganz wild, sagte aber kein Wort. Und als er an Bord kam, eilte er sogleich hinab in die Kajüte.

Ich ging voraus und hinauf auf die Deck, und dort hätte Müller mich beinahe aufgefressen vor Freude. Dann rief ich dem Koch, der gegen den Hund und mich immer gut war, und er sagte mir, ich möge ein wenig warten, er würde uns ein Mittagessen geben mit recht guter, frischer Suppe, mit Fleischklößen und Fleisch.

Darauf holte ich meine Harmonika hervor und fing an, all die Melodien zu spielen, die ich von daheim her kannte, und Munter stand bei mir und besaßte, so oft ich die Melodie wechselte, affektuell so, als er ein wirklicher Mensch wäre und seine heimlichen Gesänge kannte.

Nun kam der erste Steuermann; er sollte mich im Auftrage des Alten fragen, ob ich arbeiten wolle.

„Ich arbeite alles, was ich kann!“ antwortete ich und legte los mit einer neuen Melodie.

Ob ich dann zu dem Alten in die Kajüte hinabkommen wolle?

Ich ging hinab, und da waren die beiden Steuermänner und der Kapitän beisammen, und der Alte hatte das Protokoll vor sich, und dann reichte er mir eine Feder und fragte mich, ob ich es unterschreiben wolle, daß mir die Feuer für einen Monat abgezogen werde, weil ich mich weigerte zu arbeiten?

Ich schaute auf die Feder und antwortete dann, ich könne nur schlecht schreiben.

„Du brauchst nur Dein Zeichen darunter zu setzen!“ meinte er mit seinem süßen Grinsen.

„Nun, meinetswegen!“ antwortete ich. Und ich nahm das Rutenfaß und schüttete es über das ganze Protokoll aus.

„Nun ist es quittiert!“ sag' ich.

„Und nun sollst Du auf die Bestung!“ sagte er.

(Schluß folgt.)

## Kleines feuilleton.

### Kunst.

In der Reihe der modernen Maler, die der Salon Cassirer zeigt, erscheint in diesem Monat Max Slevogt.

Dieser Künstler gehört zu denen, deren Entwicklung in jedem Falle interessiert. Er ist ein ausgesprochenes Maler-Temperament. Er läßt nicht. Er posiert nicht. Ein Künstler, dem Malen Freude, Auswirken, Kraftausströmen ist. Dabei hat Slevogt bei aller Unbestimmtheit, bei allem Temperament doch jene Unsicht, ohne die ein moderner Künstler sich in dem Wirrwarr der Entwicklung nicht zurechtfindet.

Vier Gruppen von Bildern kann man hier unterscheiden, die das Schaffen des Künstlers zugleich verschieden beleuchten.

Als erstes ist die Studie eines toten Warden zu betrachten. Wohl ein altes Bild. In trüben, dunklen Farben; aber doch eigen, in der Gesamterscheinung liegt es, die malerisch fein abgetönt ist.

Dann kommen eine Reihe Porträts, die als kraftvolle Schöpfungen besonderen Wert haben. Hier sieht man, wie temperamentvoll Slevogt der Natur gegenübersteht, wie er sie erlaucht und bezwingt. Die Farben haben jene ängstliche Eindringkraft, die fast materiell wird, und doch ist jene Klippe der grellen Naturnachahmung vermieden. Es ist Uebertragung, Ausgleich und Zucht darin. Und zugleich ist eine staunenswerte Charakteristik darin erhalten.

Dann die Bilder vom Rennplatz. Wo die mattgrüne Ebene so silbrig schimmert. Wo die Zuschauer so interessante Flederwirkung ergeben. Aus dem Ganzen ist eine fast unwirkliche Erscheinung geworden, die dennoch das Wirkliche suggestiv wieder gibt.

Damit nähern wir uns dem weiten Gebiet, den Märchenbildern. Als solche sind die zu bezeichnen, in denen Slevogt beschreibt, was er nie hat sehen können. Und das ist das Eigene und stellt ihn auf den besonderen Platz: er hat den Mut zur Phantasie und er zeigt damit, wie der moderne Künstler auch hier vorgehen kann, ohne von der Natur zu lassen. Bilder aus 1001 Nacht, in denen in beinahe Rembrandischer Manier märchenhafte Traumerscheinung in einem dunklen Milieu strahlend herauswächst, oder „Don Quixote“, der, über einen Berggedrücken reitend, in die Schafherde galoppiert, hinter ihm die dunkle Masse Sandos, das Ganze so lebhaft und leicht und voller Grazie und Schönheit — sind wichtige Dokumente in der Entwicklung der deutschen Phantasie-Malerei, für die sie eine eigene, neue Etappe bedeuten.

Neben Slevogt steht Liebermann. Liebermann verfügt über ein gebändigtes Temperament. Slevogt ist hinreißender. Liebermann überhäuft mit einer süßlichen Intelligenz, die dem Normalen so günstig ist, seine Arbeit. Slevogt hat momentanere Wirkungen und im Grunde ist er der Ursprünglichere. Liebermann strebt zu jener künstlerischen Reife und Ausgeglichenheit, die den Engländern eigen ist. Aber wenn jene im letzten Grunde trotz aller Feinheit für uns tot wirken, da so wenig Fruchtbares in ihnen ist, sie selbst wohl Kultur und Einfluß verbrauchen, aber nicht neu schaffen, so muß man Liebermanns Kunst stärkere Wirkung zuschreiben. Wie um ein lehrreiches Beispiel zu geben, hat man die ganze gegenüberliegende Wand von Bildern eines Malers einnehmen lassen.

der die alte akademische Note zeigt: Otto H. Engel. Wohin Engel mit seinen freilebigen Mädchen, Interieurs, Landschaften strebt, zu der Bildwirkung, die im alten Vorbild eines vergangenen Meisters trüb und dunkel gesehen wird, das hat Liebermann in ganz neuer Weise errungen. Engel ist langweilig, nüchtern und trocken, er gibt weder Natur noch Kraft. Schächtern regt sich nur das Döhlen. Liebermann gibt frische Natur und zugleich folgt er den Mitteln seiner Kunst und betont nachdrücklich in der Manier der Darstellung zugleich das Künstlerische.

Zwei jüngere Künstler, Jawlensky und Brodhusen, zeigen in ihren Werken das Vorwalten des Dekorativen. Beide folgen den modernsten Franzosen. Brodhusen ist zu sehr nur Schüler. Er kopiert van Gogh und wenn es interessant ist, wenn bei van Gogh die Farben wie Schlangen sich bewegen, so wirkt das bei einem Nachahmer manieriert. Jawlensky dagegen gibt mehr her. Er hat eine trübe Farbigeit, melancholisch und schwer, die wohl im Vollständigen beruht und weiß in breiten Flächen und dicken Konturen einen Natur-eindruck dekorativ umzusetzen, Landschaften, Bauerntypen.

Dann sind noch zwei Meister der Franzosen zu erwähnen: Courbet und Renoir. Beide sind mit je einem Werk vertreten. Courbet mit einem prachtvollen Blumenstrauß auf dunklem Grund, mit allem Detail, liebevoll und beinahe deutsch ausgeführt und doch von einer bezwingenden Größe des Eindrucks. Die Landschaft von Renoir zeigt weiches, atmosphärisches Flimmern über einer sommerlichen Wiege, in der ganzen Feinheit, die beinahe lyrisch ist.

e. s.

### Anthropologisches.

Der Urmensch vom Neanderthal. Die Vorgeschichte des Menschengeschlechtes wäre gewiß längst um ein gut Teil weniger dunkel, wenn nicht die Funde menschlicher Knoche aus alter Zeit vergleichsweise überaus selten wären. Ist man doch zur Erklärung dieser auffallenden Tatsache schon auf die merkwürdigsten Ideen verfallen, unter denen die Theorie, daß die Urmenschen in Ermangelung eines leichteren Fleischwertes sämtlich Menschenfresser gewesen seien, vielleicht noch die größte Wahrscheinlichkeit hat. Jedenfalls besitzt jeder Fund eines menschlichen Schädels, für den ein vorgeschichtliches Alter nachgewiesen werden kann, eine aufsehen-erregende Bedeutung und führt stets zu einer lebhaften wissenschaftlichen Erörterung. Eine der berühmtesten Meliquien dieser Art ist der Schädel vom Neanderthal, der im Jahr 1856 in der Neanderthöhle zwischen Düsseldorf und Elberfeld entdeckt wurde. Einige Anthropologen erklärten ihn für den Typus des europäischen Höhlenmenschen, während andere, an ihrer Spitze Rudolf Virchow, die Ansicht vertraten, daß die eigentümliche Form dieses Schädels auf eine krankhafte Veranlagung oder Entstehung zurückzuführen sei, also nicht als Merkmal einer niederen Rasse betrachtet werden könne. Heute nach mehr als 50 Jahren ist dieser Streit noch immer nicht zur Ruhe gekommen, denn Professor Collas hat der „Royal Society“ jetzt eine umfangreiche Arbeit über die Neanderthaltraße eingereicht. Der Grund zu den Untersuchungen dieses hervorragenden Paläontologen war der Vergleich europäischer Funde, die dem Neanderthalmenschen gleichgesetzt werden, mit den körperlichen Eigenschaften der Urvölker von Südastralien. Der Forscher findet zwischen beiden eine viel größere Ähnlichkeit, als sie bisher angenommen worden war. Besonders sticht sich Collas auf einen in einer Höhle des Felsens von Gibraltar gefundenen Schädel, der auch einem Vertreter der Neanderthaltraße gehört haben soll und sich durch eine besonders gute Erhaltung auszeichnet, weil sich die Gesichtsknochen in unverändertem Zusammenhang mit der Schädelkapsel befinden. Die Wölbung dieses Schädels ist sehr flach, das Gesicht sehr lang, die Nasenöffnung ungewöhnlich breit und groß. Im Profil geht die Nasenfurche ohne irgend welche plötzliche Abänderung der Richtung in die Glabella, den Zwischenraum zwischen den beiden Augenbrauen über. Diese Eigenschaft unterscheidet den Schädel von dem der Australier. Wie bei allen Schädeln der Neanderthaltraße besitzt die Augenhöhle eine ungewöhnliche Höhe über der Mittellinie des Gesichts. Das Vordringen der Wadenknochen, die so oft als Rassenmerkmal auftreten, ist bei dem Schädel von Gibraltar kaum merklich. Im Rauminhalt, der einen gewissen Rückschluß auf die Größe des Gehirns und damit auch auf die Entwicklung der Intelligenz gestattet, gleicht der Gibraltar Schädel anderen Schädeln der Neanderthaltraße, indem er etwa 1250 Kubikzentimeter mißt. Der mittlere Schädelinhalt bei den Australiern ist etwa ebenso groß, jedoch hat dieser Vergleich nicht viel Gewicht, weil der Schädelinhalt bei ein und derselben Rasse in weiten Grenzen schwankt, bei den Südastralierern z. B. zwischen 1100 und 1460 Kubikzentimetern. Collas scheint übrigens die Bedeutung des berühmten Affenmenschen von Trinil auf Java noch immer höher einzuschätzen, als es nach den Untersuchungen von deutschen Forschern geschieht, und findet in ihm unter gewissen Voraussetzungen doch das vielgesuchte „missing link“, das fehlende Glied in der Entwicklung zwischen Affe und Mensch. Collas knüpft nämlich an die erwähnte Tatsache der großen Schwankungen der Schädelform an ein und derselben Rasse an und meint, der Pithekanthropos stelle möglicherweise auch nur das Mittel einer in ähnlichem Grade veränderlichen Rasse dar, und dann würde die extreme Form einer solchen Rasse die Kluft zwischen dem Menschen und den höheren Affen fast völlig überbrücken.